

ZWEITER TEIL: KLASSISCHE UND MODERNE AUFFASSUNGEN DER PSYCHOANALYTISCHEN GRUNDPFEILER

Scham ist ein Teil des Glaubens.

- Mohammed

7. Relationale und intersubjektive Schulen

Das Konzept der Intersubjektivität stand lange Zeit in der Denkschule der Psychoanalyse nicht hoch im Kurs. Andere Menschen – die psychoanalytischen „Objekte“ – waren das, was Freud als „akzidentiell“ bezeichnet hatte, sie bekamen Bedeutung nur durch ihre enge Verbindung mit den Trieben. Ein gewisser relationaler Charakter wird jedoch in Freuds *Das Ich und das Es* (1923) angedeutet: Freud hat hier das klassische Instanzen-Modell einer intrasubjektiv angelegten Strukturtheorie gewissermaßen „intersubjektiv infiltriert“, indem er sowohl das Ich, als auch das Über-Ich als Sedimente früherer Objektbeziehungen, also als Produkte einer „Interaktionsgeschichte“ definiert. Auch seine Bemerkungen über „unbewusste Kommunikation“ und sein berühmtes Gleichnis, wonach sich der Analytiker auf die Mitteilungen seines Patienten so wie der Hörer eines Telefons einzustellen habe, weisen auf die Bedeutung eines interaktionellen Kerns der psychoanalytischen Behandlung hin. Diese Aussagen stehen augenscheinlich stark im Widerspruch zu seiner Trieb- und Strukturtheorie, die das Wesen des Menschen als grundsätzlich monadisch und intrapsychisch begreift.

In der psychoanalytischen *Behandlung* allerdings standen immer die *Beziehungen* von Patienten – zu Eltern, Geschwistern, Ehepartnern, Analytikern – im Zentrum. In ihrer Metapsychologie war die Psychoanalyse jedoch lange Zeit fast ausschließlich „intrapsychisch“ orientiert. Die eminente Bedeutung des „Anderen“ in der psychoanalytischen Praxis konnte, trotz entsprechender Bemerkungen Freuds, *theoretisch* nicht mit dem Triebmodell oder mit der Strukturtheorie in Einklang gebracht werden. Der Einfluss der Begegnungen mit wirklichen anderen trat mit Freuds Einführung der Triebtheorie, die die Verführungstheorie als Grundkonzept ablöste, noch mehr in den Hintergrund:

„Die Psychoanalyse wurde endgültig intrapsychisch und das Seelenleben als etwas verstanden, das aus der monadischen Psyche des Einzelnen auftaucht und sich erst sekundär in Beziehungen mit anderen hineinziehen lässt.“ (Mitchell 2003, S. 24)

Freud stand mit seinen theoretischen Überlegungen zur menschlichen Natur in der Tradition der westlichen Kultur, die sich seit Jahrhunderten auf solche individualistischen, dem Monadenmodell entstammenden Annahmen stützte. Diese Annahmen sind in der psychoanalytischen Theorie erst seit relativ kurzer Zeit systematisch hinterfragt worden, obwohl Theoretiker wie Ferenczi (1920), Balint (1968) und Winnicott (1974) von Anfang an eine Richtung vertraten, die einen beziehungsmaßigen, interaktionellen Gesichtspunkt mehr in den Mittelpunkt des Interesses rückte. Für die klassische Psychoanalyse stand dieser Gesichtspunkt bis vor kurzem noch in der „Schäm-Dich-Ecke“ des „Unanalytischen“ oder „Psychotherapeutischen“ (Treurniet 1995). In der klassischen Psychoanalyse war der Aspekt des Innen immer dem des Äußeren übergeordnet. Die Objektbeziehungsanalytiker der sogenannten englischen „Middle-Group“ waren es, die viele wichtige Beiträge zur Theorie der Intersubjektivität geleistet haben und in den letzten Jahren von den Relationalisten wiederentdeckt wurden (siehe Greenberg u. Mitchell 1983).

Inzwischen ist die moderne Psychoanalyse pluralistisch geworden. Reich (1999) beschreibt die Entwicklung des Begriffs des Intersubjektiven folgendermaßen:

„Noch vor 30 Jahren hätte ›intersubjektiv‹ so sehr nach ›interpersonell‹ und damit nach sozialpsychologischem Revisionismus geklungen, dass die bloße Verwendung des Wortes vom Bannstrahl der Häresie getroffen worden wäre.“ (Reiche 1999, S. 576)

Seit etwa zwei Jahrzehnten ist eine verblüffende Konvergenz zwischen den Auffassungen aller wichtigen Schulen analytischen Denkens zu beobachten. Dabei geht es um eine grundlegende, dramatische Veränderung der Theorie des Geistes, weg von einer monadischen Konzeption, die den Geist als eine klar abgrenzbare, individuelle Wesenheit begreift, hin zu einer Sicht des Geistes, die ihn als ein dyadisches Phänomen beschreibt, das sich in einem relationalen Feld manifestiert und in dieses eingebettet ist (Aron 1996; Mitchell 1988, 1999, 2003, 2005; Greenberg 1983, 1991, 1995; Hoffman 1983, 1991, 1995; Ogden 1994, 1995; Stolorow, Branchaft und Atwood 1996; Orange, Atwood und Stolorow 2001; Renik, 1993, 1999; Altmeyer 2000, 2004, 2005; Bohleber 2004). Ab den 80er Jahren haben unter Berücksichtigung neuer intellektueller Strömungen der philosophischen Postmoderne (Aron 1996) Interpersonalisten, Intersubjektivisten und die Relational School, die ihr Hauptinteresse auf die Subjektivität des Analytikers und die Interaktion zwischen Analytiker und Patient richten, an Einfluss gewonnen.

Dieser Wechsel im psychoanalytischen Denken spiegelt einen veränderten Zeitgeist wider. Altmeyer (2003) betont, dass nicht mehr Sexualität, sondern vielmehr *Identität* das seelische Hauptproblem unserer Zeit ist. Das Selbstverhältnis der Individuen hat sich verändert. Aus

diesem Grunde lässt sich ein Wandel im psychoanalytischen Denken der Gegenwart beobachten: Weg von Triebdynamik, intrapsychischem Konflikt und Versagung, hin zu Objektbeziehung, Intersubjektivität, Relationalität, Beziehung zwischen Selbst und Anderen. Für die Haltung und das Verständnis des Psychotherapeuten oder Analytikers bedeutet dies eine Verschiebung von Konzepten der Neutralität, Anonymität und Abstinenz, auf Begriffe wie Selbst-Offenbarung (*self-disclosure*), Enactment, Dialog und Gegenseitigkeit.

Was ist aber der „common ground“ dieser als „interpersonal“, „intersubjektiv“, „relational“, „narrativ“ oder „konstruktivistisch“ gewordenen Psychoanalyse? Welche klassischen Konzepte und Grundpfeiler gelten noch, welche müssen revidiert und welche vollkommen aufgegeben werden? Diesen Fragen möchte ich mich in diesem, wie in den folgenden Kapiteln widmen.

Grundsätzlich ist allen diesen Ansätzen gemein, dass sie den Menschen im Rahmen seiner (früheren und aktuellen) Beziehungen betrachten. Der Begriff der „Relationalität“ oder der „relationalen Psychoanalyse“ geht von der Überzeugung eines sozialen Kerns der *conditio humana* aus. Das Bewusstsein, die Identität und Subjektivität entsteht erst auf der Grundlage einer affektiven Verbundenheit und einer lebensgeschichtlichen Bezogenheit auf andere Menschen. Dieses „Denken-in-Beziehungen“ (Altmeyer 2003) komplementiert das Denken-in-intrapsychischen-Begriffen und setzt sich seit zwei Jahrzehnten allmählich strömungsübergreifend im Feld des psychoanalytischen Pluralismus durch. Der psychoanalytische Gegenwartsdiskurs bewegt sich derzeit in drei Richtungen: organisationspolitisch in Richtung Öffnung bzw. Inklusion, forschungsstrategisch in Richtung Empirie und Wissenschaftsorientierung, praktisch-klinisch, aber auch metatheoretisch, in Richtung Relationalität oder Intersubjektivität (Bohleber 2004).

Das „Paradigma der Intersubjektivität“ beginnt ist dabei, die internalistische Konzeption des Mentalen und die Monadentheorie der Psyche abzulösen. Der Grundgedanke dabei ist, dass sich die menschliche Psyche gar nicht unabhängig entwickelt, um sich anschließend nach Anderen umzusehen. Vielleicht sind wir alle, wie zeitgenössische Philosophen, Säuglingsforscher und moderne psychoanalytische Theoretiker annehmen, auf einer fundamentalen Ebene miteinander verbunden.

7.1. Sozialphilosophie und Säuglingsforschung

Die entscheidenden Impulse hat diese „intersubjektive Wende“ der Psychoanalyse (Altmeyer u. Thomä 2006) vor allem aus zwei unterschiedlichen Gebieten erhalten: aus den intersubjektiven Konzeptionen der (Sozial-) Philosophie und aus der empirischen Säuglingsforschung. Der Philosoph Georg Wilhelm Hegel (1852) ist gewissermaßen der erste, intersubjektiv argumentierende Psychologe, der diese Dialektik in seiner *Phänomenologie des Geistes* u.a. in dem Verhältnisse von Herrschaft und Knechtschaft beschrieben hat. Der „Eröffnungszug intersubjektivitätstheoretischen Denkens“ (Fischer 2000, S. 11) ist ein Satz in Hegels (1852) berühmtem Herr-Knecht-Kapitel: „Das Selbstbewußtsein ist an und für sich, indem und dadurch, daß es für ein anderes (Selbstbewusstsein) an und für sich ist; d.h. es ist nur als ein Anerkanntes“ (S. 127). Hegel befasst sich in seiner Erörterung von „Abhängigkeit und Unabhängigkeit des Selbstbewußtseins“ mit dem Problem der Anerkennung. Der einzelne gewinnt in seiner Sicht nur ein Bewusstsein von sich selbst, wenn er sich im Anderen spiegelt und von diesem anerkannt wird. Dieser Wunsch des Selbst nach absoluter Autonomie steht mit seinem Wunsch nach Anerkennung in einem ständigen Konflikt. Es entsteht ein Dilemma, in dem das Selbst sich zugleich als abhängig und autonom erlebt und sich in zwei Selbstanteile aufspalten muss, zwischen denen es oszilliert. Bei dem Versuch, sich selbst als unabhängige Einheit zu setzen, muss das Selbst dennoch den Anderen als gleiches Subjekt anerkennen, um seinerseits vom Anderen anerkannt werden zu können.

In moderner sozialphilosophischer Konzeption hat Jürgen Habermas (1992) auf den sozialen Charakter von Subjektivität und den „intersubjektiven Kern“ des Selbstbewusstseins hingewiesen und betont, dass

„das im Ich [...] zentrierte Bewusstsein nichts Unmittelbares und schlechthin Innerliches ist. Selbstbewusstsein bildet sich vielmehr über eine symbolisch vermittelte Beziehung zu einem Interaktionspartner auf dem Wege von außen nach innen. Insofern besitzt es einen intersubjektiven Kern.“ (S. 217)

Habermas stützt sich einerseits auf Hegel, andererseits auf G. H. Meads Sozialpsychologie und sein Konzept des „generalisierten Anderen“ („*generalized other*“), das er in seinem Buch *Geist, Identität und Gesellschaft* (1968) entworfen hat. Mead bietet mit seiner Sozialpsychologie das Modell einer sozialen Genese von Identität, die als Selbstreflexivität in den psychischen Strukturen des Einzelnen erhalten bleibt. Damit liefert er eine Theorie der Verinnerlichung von sozialen Beziehungen, die dem psychoanalytischen Konzept der inneren Struktur- bildung durch Identifikation vergleichbar ist. Meads Kerngedanke ist die Annahme, dass ein

Subjekt nur ein Bewusstsein von sich selbst erwerben, eine Selbstbeziehung herstellen und sein eigenes Verhalten kontrollieren kann, wenn es sich „mit den Augen der anderen“ sehen kann.

In der Philosophie von Habermas nimmt der Begriff der „Verständigung“ eine zentrale Stellung ein. Die kleinste Untersuchungseinheit ist bei ihm nicht mehr der einzelne Mensch oder das einzelne Subjekt, sondern das Handeln.

Der erste, der den Habermasschen Begriff der „Intersubjektivität“ von der Gesellschaftstheorie in die Entwicklungspsychologie übertragen hat, ist Colin Trevarthen (1980). Er beschreibt eine Phase der primären Intersubjektivität, in der gemeinsame Intentionen mit anderen zu psychischen Aktivitäten führen.

Durch den großen Einfluss des Säuglingsforschers und Analytikers Daniel Stern (1992) hat sich das Konzept der Intersubjektivität in der frühen Kindheitsentwicklung weiter etabliert. Stern beruft sich auf Donald Winnicott (1974), seinerseits Entwicklungspsychologe und Psychoanalytiker, der mit seiner Konzeption einer intersubjektiven Genese des Selbst den Boden dafür vorbereitet hat. Winnicott (1974) schreibt, dass „[d]ie Einheit nicht das Individuum [ist], die Einheit ist ein Gefüge aus Umwelt und Individuum. Der Schwerpunkt des Seins geht nicht vom Individuum aus, er liegt im Gesamtgefüge“ (S. 127). Damit hat Winnicott die Wichtigkeit einer intersubjektiven Perspektive vorweggenommen und eine vorläufige Hypothese aufgestellt, wie Intersubjektivität entwicklungsgeschichtlich erreicht wird. Dieser Kerngedanke, dass Subjektivität intersubjektiv verfasst ist – ohne sich freilich in Intersubjektivität aufzulösen – wurde von der Säuglings- und Bindungsforschung weiterentwickelt. Das Selbst ist demnach nicht monadisch konstruiert, sondern von Anfang an auf den Anderen bezogen.

Laut Stern (1992) gibt es in der Entwicklung des Selbst eine Phase der intersubjektiven Bezogenheit, in der das Kind lernt, subjektive (vor allem emotionale) Erfahrungen mit anderen zu teilen. Dieser „Quantensprung in der Entwicklung des Selbstempfindens“ (Stern 1992, S. 179) findet dann statt, wenn der Säugling zwischen dem siebten und neunten Lebensmonat entdeckt, dass er ein Seelenleben besitzt und dies auch auf andere Personen zutrifft. Dieses gemeinsame subjektive Erleben wird durch Intersubjektivität möglich. „Eine – wie auch immer beschaffene – Verbindung subjektiver psychischer Erfahrungen“, so Stern (1992) „ist paradoxerweise vor dem Einsetzen der Intersubjektivität nicht denkbar“ (S. 183). In dieser entwicklungspsychologischen Konzeption bezeichnet Intersubjektivität das gemeinsame Erleben psychischer Zustände, wie es Dornes (2002) in seiner Definition von Intersubjektivität zusammenfasst:

„Ich verstehe darunter die Beziehung zweier Subjekte, in der die Subjektivität beider, also ihr Denken, Fühlen und/oder ihre nicht-instinkthaften expressiven Äußerungen Gegenstand wechselseitiger Reaktionen oder Antworten sind.“ (S. 304)

Die Psychoanalytikerin Jessica Benjamin (1999, 2004) verbindet die beiden Intersubjektivitätskonzepte aus der Sozialphilosophie und der Säuglingsforschung. Sie übernimmt den Begriff der Intersubjektivität von Habermas und anderen Philosophen, die das Konzept der Subjekt-Subjekt-Beziehung im Gegensatz zu einer Subjekt-Objekt-Beziehung formuliert haben. Die philosophische Idee der Intersubjektivität ist deshalb für die Psychoanalyse nützlich, weil sie die traditionelle Opposition von Subjekt und Objekt, wie sie die abendländische Philosophie und Wissenschaft bis dato beherrscht, grundsätzlich in Frage stellt. Benjamin (1999) schreibt: „Die intersubjektive Theorie postuliert, dass der Andere vom Selbst als ein Subjekt anerkannt werden muss, damit es die eigene Subjektivität in Anwesenheit des Anderen ganz erfahren kann“ (S. 186).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich Intersubjektivität unterschiedlich definieren lässt. Es gibt wichtige Unterschiede in der Art, wie der Begriff von Stern (1992), Benjamin (1999) oder Stolorow et al. (1987) benutzt wird. Das Paradigma der Intersubjektivität in der Psychoanalyse umfasst somit zwei unterschiedliche Bereiche. Es geht erstens um eine entwicklungspsychologische Betrachtung, in der das Selbst und seine Entstehungsbedingungen konzipiert werden. Die Vorstellung der intersubjektiven Genese, Struktur und Funktionsweise des Selbst widerspricht der klassischen Auffassung einer durch intrapsychische Prozesse generierten, abgetrennten Subjektivität. Neben dieser entwicklungspsychologischen Definition der Intersubjektivität gibt es die „prozedurale“ Ebene, in der es um das dynamische Verhältnis von Psychotherapeut und Patient bzw., Analytiker und Analysand in der Behandlungssituation geht, d.h. um den psychoanalytischen Prozess. Nach Dunn (1995) sind diese beiden Ebenen von Intersubjektivität, die „entwicklungsgeschichtliche“ und die „prozedurale“ durch den Doppelcharakter der Psychoanalyse, nämlich Persönlichkeitstheorie einerseits und therapeutische Methode andererseits zu sein, aufeinander bezogen. Die aktuelle psychoanalytische Debatte über Intersubjektivität ist vor allem eine über den Charakter der therapeutischen Beziehung und des Prozesses, der sich zwischen Analytiker/Therapeut und Patient ereignet. Es geht um Übertragung und Gegenübertragung, Beziehung und Begegnung, Neutralität und Selbstenthüllung, Asymmetrie und Gegenseitigkeit in der psychoanalytischen Situation.

7.2. Interpersonale Psychoanalyse

Eine weitere psychoanalytische Richtung, die die relationale und intersubjektive Psychoanalyse stark beeinflusst hat, sei hier überblicksartig erwähnt (vgl. Aron 1996, Schmidt-Hellerau 2002). Diese psychoanalytische Denkrichtung hat die Interpersonalisten um Robert Stolorow und die Relationalisten um Stephen Mitchell stark geprägt, auch wenn es hier deutliche Differenzierungen zwischen den einzelnen Schulen gibt. Abseits vom psychoanalytischen Mainstream hat sich in Amerika die Richtung der Interpersonalisten gebildet, wie sie von Harry Stuck Sullivan, Erich Fromm, Karen Horney, Frieda Fromm-Reichmann und Clara Thompson am White Institute der New York University vertreten wurde. Alle diese Autoren haben sich mit dem Einfluss des Analytikers auf den psychoanalytischen Prozess befasst. Diese interpersonale Richtung stand lange Zeit in deutlichem Kontrast zum Mainstream der Psychoanalyse, der von Reiche (1999) folgendermaßen beschrieben wird:

„In den 40er und 50er Jahren hatte die vornehmste Anstrengung der großen Männer unter den amerikanischen Analytikern – Greenson, Eissler, Arlow, Hartmann und vielen anderen – der Reinigung der Psychoanalyse von jeglicher *inter*-personellen Hegemonie gegolten. Alle metapsychologischen Annahmen sollten so formuliert sein, dass der Primat des *intra*-Psychischen gewahrt würde.“ (S. 574)

Die interpersonale Psychoanalyse entwickelte sich vor dem Hintergrund dieser Betonung des Intrapyschischen. Einer der Vorreiter der Interpersonalisten in Amerika war Harry Stuck Sullivan. Nach Sullivans (1938) Auffassung manifestiert sich die Persönlichkeit „ausschließlich in interpersonalen Situationen“ (S. 32). Sie ist „das relativ dauerhafte Muster der sich wiederholenden interpersonalen Situationen, die für das Leben eines Menschen charakteristisch sind“ (1940, S. XI). Die Persönlichkeit (oder das Selbst) ist nach Sullivans Auffassung keine Struktur, die der Person auferlegt oder eingepägt wird. Sie besteht vielmehr in den Mustern, die das Handeln und Verhalten eines Mensch während seines Zusammenseins mit anderen Menschen beschreiben. Sullivan vertritt die Überzeugung, dass „ein Mensch niemals von der Gesamtheit seiner zwischenmenschlichen Beziehungen isoliert werden kann, in denen Leben und Sein stattfinden“ (1940, S. 90). Die Persönlichkeit wird in der Interaktion mit anderen geformt und manifestiert sich in der Interaktion mit ihnen. In Sullivans Sicht ist Persönlichkeit gleichbedeutend mit Interaktion. Psychopathologie betrifft demnach auch Störungen der Persönlichkeit. Der Patient ist im Sinne Sullivans jemand, der sich der analytischen Beziehung ebenso wie allen anderen Beziehungen mit bestimmten maladaptiven Mustern nähert, die um Personifizierungen illusionärer Anderer organisiert sind.

Das Konzept der „teilnehmenden Beobachtung“ ist das zentrale Element der Darstellung des Analytikers innerhalb der interpersonalen Tradition. Es wurde entwickelt, um der traditionellen Auffassung entgegenzutreten, dass der Psychiater von einer mehr oder minder distanzierenden, objektiven Position aus beobachtet, Informationen sammelt und analysiert. Eine typische Intervention des interpersonalen Psychotherapeuten nach Sullivan (1940) sieht folgendermaßen aus:

„Der Eindruck, den Sie von mir bekommen haben, muss eine Vorgeschichte haben; es muss sich um eine Erinnerung an einen Menschen handeln, der einmal sehr wichtig für Sie war – vielleicht können Sie sich ja an jemanden erinnern.“ (S. 235)

Aron (1996) macht in diesem Zusammenhang die interessante Feststellung, dass die interpersonale Theorie Sullivans *nicht* als „Zwei-Personen-Psychologie“ begann. Sullivan sah den Therapeuten immer noch als einen „Experten“ für interpersonale Beziehungen, der als „teilnehmender Beobachter“ anwesend ist. Zusätzlich nahm er an, dass dieser „Experte“ verhindern müsse, in den Sog der interpersonalen Verstrickungen des Patienten zu geraten.

Sullivan selbst hat sich nie als Psychoanalytiker verstanden und war nur sekundär daran interessiert, die interpersonale Psychiatrie klar von der Psychoanalyse abzugrenzen. Eigentlich war Clara Thompson die Begründerin der interpersonalen Psychoanalyse, denn sie verband Sullivans interpersonale Psychiatrie, Fromms humanistische Psychoanalyse und Konzepte „abweichlerischer“ Tendenzen freudscher Tradition, wie zum Beispiel die Auffassungen Ferenczis. Erst mit der interpersonellen Theorie Sullivans (1940) und Thompsons wurde die starke Bedeutung realer Beziehungen zwischen Menschen für deren Wohlbefinden und Bedürfnisbefriedigung stärker ins Blickfeld der Psychoanalyse gerückt. Die interpersonale Perspektive betont dabei die Abhängigkeit des eigenen Befindens und Handelns von den Reaktionen und Handlungen anderer und die Auswirkungen des eigenen Handelns auf deren Reaktionen. Zu den radikalsten Implikationen von Sullivans (1953) Konzept des interpersonellen Feldes gehört die Feststellung, dass die Psyche nicht etwas ist, was jeder Einzelne von uns in seinem Kopf mit sich herumträgt und darüber entscheiden kann, wie viel er davon anderen gegenüber offenbart oder verbirgt, sondern dass die Psyche über die Person hinausgeht, transpersonal und kontextabhängig ist. Das Psychische taucht in der Interaktion mit anderen Menschen auf, die ebenfalls über eine Psyche verfügen. Analytiker wie Sullivan (1940), der Schotte Fairbairn (1947) und einige andere Architekten des relationalen Modells haben die Natur der menschlichen Psyche als in ihrem Kern sozial und interaktiv neu definiert. Ihrer Auffassung nach ist zwischenmenschliches Erleben durch Konfigurationen strukturiert, die ein bestimmtes Selbst in der Beziehung zu Anderen konstituieren. Sullivan nennt diese Kon-

figurationen „*me-you patterns*“. Ich-Psychologen sprechen von „Selbst- und Objektrepräsentanzen“, Kernberg (1988) verwendet dafür den Begriff der „Selbst-Objekt-Affekt-Konfiguration“.

Gemeinsam ist allen Interpersonalisten, dass interpersonale Beziehungen, „*the interpersonal other*“ und nicht innere Strukturen das Zentrum ihres analytischen Interesses bilden. Die Arbeiten der britischen Objektbeziehungstheoretiker (Fairbairn, Guntrip, Winnicott), die Bindungstheorie nach Bowlby und die Selbstpsychologie Kohuts wurden sehr geschätzt, auch wenn der Letztgenannte von den Interpersonalisten als Vertreter einer Ein-Personen-Psychologie kritisiert wurde.

Der bekannteste zeitgenössische Vertreter der interpersonalen Psychoanalyse ist derzeit Edgar Levenson. Nach Levensons (1989, S. 538) Auffassung beschäftigt sich das intrapsychische Modell hauptsächlich mit der Frage „Was bedeutet es?“, wohingegen den interpersonalen Ansatz hauptsächlich die Beantwortung der Frage „Was geht hier vor sich?“ interessiert. Die Frage „Was bedeutet es?“ wird, für sich allein stehend, von Levenson als nicht mehr sinnvoll angesehen. Zu einem wichtigen Unterscheidungskriterium zwischen klassischer Psychoanalyse und interpersonaler Psychoanalyse macht Levenson das unterschiedliche Verständnis der Zeit, respektive der Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die interpersonal orientierten Autoren weisen zunehmend auf die Bedeutung der Einbettung des Patienten in die Gegenwart hin. Daraus folgt u.a. auch, dass der interpersonal orientierte Psychotherapeut mit einem größeren emotionalen Engagement und einem ausgeprägteren Sinn für Authentizität in der Behandlung auftaucht. Levenson (1983) benutzt zwar den Ausdruck „intersubjektiv“ nicht, seine Sicht ist aber mit dem intersubjektiven Ansatz von Stolorow et al. (1996) kompatibel.

7.3. Intersubjektive Psychoanalyse

Unter dem Einfluss der Selbstpsychologie Kohuts wurde in den 80er Jahren der phänomenologisch getönte Intersubjektivismus von einer Forschergruppe um den Psychoanalytiker Robert Stolorow und seine Mitarbeiter Atwood, Branchaft, Orange und Ross begründet. Er führte den Begriff der „Intersubjektivität“ in die amerikanische Psychoanalyse ein. Seiner Ansicht nach ist

„Intersubjektivitätstheorie eine Feldtheorie oder Systemtheorie in dem Sinne, daß sie psychologische Phänomene nicht als Produkte intrapsychischer Mechanismen versteht, sondern als Phänomene

ne, die im Übergangsbereich zwischen zwei interagierenden Subjektivitäten entstehen.“ (Stolorow und Atwood 1992, S. 1)

Im Gegensatz zu Entwicklungspsychologen wie Stern (1985), die von einer „intersubjektiven Bezogenheit“ – einem Stadium der Bezogenheit in der individuellen Genese – ausgehen, verwenden die Intersubjektivisten das Konzept der Intersubjektivität für *jedes* psychologische Feld, das durch zwei interagierende Erfahrungswelten entsteht, ungeachtet dem Entwicklungsniveau, auf dem diese Welten organisiert sind (Orange et al. 2006).

Stolorow und Atwood (1992) betonen, dass die intersubjektive Theorie zwar stark von der Selbstpsychologie beeinflusst wurde, dass sie aber als ihre Weiterentwicklung und Erweiterung angesehen werden muss. Atwood und Stolorow (1984) definieren das Selbst ähnlich wie Kohut:

„Das *Selbst* [...] ist eine seelische Struktur, durch die das Selbsterleben Kohärenz und Kontinuität erfährt und kraft derer das Selbsterleben seine charakteristische Form und dauerhafte Organisation annimmt.“ (S. 34)

Das von Kohut entwickelte Konzept des Selbst und das in der klassischen Analyse Freuds entwickelte Konzept des Triebentladungsapparates stehen auf gänzlich unterschiedlichen theoretischen Ebenen. Mahler (1980), die sich in ihren Publikationen größtenteils auf klassische ich-psychologische Konzepte beruft, hebt die zentrale Bedeutung des Prozesses der Selbstdifferenzierung während der psychischen Entwicklung hervor. Kohut entwickelt dagegen eine Sicht psychischer Entwicklung, die sich von Mahlers strikt unterscheidet. Im Besonderen wendet er sich gegen die Behauptung, Separation sei das höchste Ziel der Entwicklung. Er betrachtet sie vielmehr als Indiz für eine Fehlentwicklung. Als Alternative schlägt er ein lebenslanges Bedürfnis nach Selbstobjekt-Erfahrungen vor (Kohut 1989, S. 79). Stolorow et al. stützen sich auf diesen selbstpsychologischen Ansatz und weisen auf den Gegensatz zwischen der Theorie der Separation-Individuation und dem Konzept der sich lebenslang wandelnden Selbstobjekt-Beziehungen hin. Sie gehen aber noch radikaler als Kohut, der die psychische Entwicklung in seinen metatheoretischen Betrachtungen ebenso wie Freud intrapsychisch konzipiert, davon aus, dass sich der Prozess der Selbstdifferenzierung, wie auch seine Entgleisung, immer innerhalb eines spezifischen intersubjektiven Systems oder Zusammenhangs vollzieht (Stolorow et al. 1987). Stolorow und seine Mitarbeiter akzeptieren uneingeschränkt das fundamentale Prinzip der Selbstpsychologie, nämlich die empathisch-introspektive Bezogenheit des Analytikers. Bestimmten Aspekten der selbstpsychologischen Theorie, wie z.B. dem Konzept eines *apriorischen Kernselbst* oder dem Konzept der *umwandelnden Verinnerlichung durch optimale Frustration*, stehen die Intersubjektivisten kritisch gegenüber. Das

Selbst ist paradoxerweise für die Intersubjektivisten das problematischste Konzept der Selbstpsychologie, weil es in der Konzeption Kohuts auf ein rein intrapsychisches Erleben hinweist. Die reale Interaktion mit den Bezugspersonen wird dabei weitestgehend ausgeklammert. Diese monadische Sicht des Selbst erweitern Stolorow und seine Mitarbeiter in ihrem intersubjektiven Ansatz, um den empathischen Zugang zur subjektiven Welt des Patienten zumindest theoretisch zu erleichtern. Anstatt sich nur auf intrapsychische Prozesse oder die Beziehungen zwischen intrapsychischen Strukturen zu beziehen, werden in der therapeutischen Situation „reziproke interagierende Erfahrungswelten“ als Ausdruck der intersubjektiven Beziehung betrachtet: Es geht damit um eine „*Kontextualisierung*“ des Intrapsychischen. Das Konzept der Intersubjektivität ist damit auch eine Entgegnung der unglücklichen Neigung mancher klassischer Analytiker, die Pathologie in Begriffen von Prozess und Mechanismen aufzufassen, die ausschließlich *innerhalb* des Patienten liegen.

Stolorow et al. stellen den Begriff der Intersubjektivität, den sie aus der Philosophie entlehnt haben, in den Mittelpunkt ihrer Forschung, ein Begriff, der dem der *Interaktion* oder *Interpersonalität* ähnelt, sich jedoch unabhängig und in Abgrenzung zu den Interpersonalisten entwickelt hat. Die Intersubjektivitätstheorie unterscheidet sich von der Theorie der Interpersonalität im Sinne Sullivans darin, dass die Haltung eines „teilnehmenden Beobachters“, von dem die Interpersonalisten sprechen, nach Ansicht der Intersubjektivisten eine äußere Perspektive voraussetzt. Die Intersubjektivitätstheorie nach Stolorow et al. (1987) ist als Metatheorie der Psychoanalyse zu verstehen. Psychoanalyse wird hier als eine „Wissenschaft der Intersubjektivität“ (Atwood u. Stolorow 1984, S. 41) verstanden, die das Wechselspiel zwischen den unterschiedlich organisierten, subjektiven Welten des Beobachters und des Beobachteten im Blick hat. Die Beobachtungsposition liegt stets eher *innerhalb* als außerhalb des beobachteten Feldes, eine Tatsache, welche die zentrale Bedeutung der Introspektion und der Empathie als Beobachtungsmethode begründet. Psychoanalyse ist so gesehen unter den Wissenschaften einzigartig, weil der Beobachter zugleich der Beobachtete ist.

Atwood und Stolorow (1984) fassen die Grundgedanken der Intersubjektivisten folgendermaßen zusammen:

„In der allgemeinsten Form besagt unsere These, daß Psychoanalyse Phänomene zu erklären versucht, die in einem speziellen psychologischen Feld auftauchen, das durch Überschneidung zweier Subjektivitäten konstruiert wird – durch die des Patienten und die des Analytikers.“ (S. 41)

Hier wird Intersubjektivität als das Feld der Überschneidung zwischen zwei Subjektivitäten und als das Zusammenspiel zweier subjektiver Welten verstanden. Die Grundannahme der Intersubjektivitätstheorie besagt, dass Menschen von Natur aus in Beziehungen stehen. Psychi-

sches Leben ist nicht das Leben eines isolierten Geistes, es ist vielmehr innerhalb der intersubjektiven Kontexte verwurzelt, in denen sich das Subjekt befindet. Dies schließt auch die Entwicklung und die Pathogenese mit ein:

„Mit dem Begriff ›intersubjektiv‹ bezeichnen wir ein lebendes System, das durch die Überschneidung und das Wechselspiel zweier oder mehrerer subjektiver Welten konstruiert wird. Wir gehen davon aus, dass die persönliche Entwicklung einschließlich der Pathogenese voll und ganz in solche relationalen Systeme eingebettet und nur in diesem Rahmen verstehbar ist.“ (Orange et al. 2001, S. 7)

Alles, was der Psychotherapeut in der Behandlungssituation wissen kann, ist - in diesem theoretischen Rahmen - *subjektive Wirklichkeit*, die des Patienten, die des Therapeuten und die des, sich laufend verändernden, intersubjektiven Feldes, das durch das Zwischenspiel zwischen beiden entsteht. Diese Sichtweise stellt eine radikale Transzendierung des freudianischen Menschen- und Behandlungsbildes dar. In der klassischen Theorie Freuds ist der Mensch ein in sich geschlossenes Bündel mehr oder weniger gut gezähmter sexueller und aggressiver Triebe, von denen sich einige auf „Objekte“ richten. Die Intersubjektivitätstheorie versteht den Menschen eher als Organisator seines Erlebens, als Subjekt. Damit lehnt sie aber auch konsequent ab, die Ursprünge oder das Fortbestehen von Psychopathologie allein dem Patienten zuzuschreiben.

„So ist also die Wahrheit, die sich im Zuge einer psychoanalytischen Behandlung herauskristallisiert, eine *intersubjektive Wirklichkeit*. Diese Wirklichkeit wird nicht »entdeckt« oder »zurückerobert«, wie es Freuds (1913) archäologische Metapher für den analytischen Prozess impliziert. Aber es wäre auch nicht ganz korrekt zu sagen, der Prozess würde »kreiert« oder »konstruiert«, wie es einige andere Autoren annehmen. Vielmehr wird eine subjektive Wirklichkeit durch einen Prozess empathischer Resonanz *formulierbar*.“ (Stolorow et al. 1996, S. 21)

Der Bezugsrahmen des Analytikers darf in dieser Sicht nicht in den Status objektiver Realität erhoben werden. Die psychoanalytische Erforschung erfolgt immer aus der subjektiven Welt des Patienten oder des Analytikers, sie ist immer empathisch und introspektiv. Stolorow et al. vertreten damit eine psychoanalytische Theorie, die auf allen Ebenen der Abstraktion und Verallgemeinerung stets erfahrungsnah bleiben soll. Die Realität, die sich im Laufe einer therapeutischen Behandlung herauskristallisiert, ist eine *intersubjektive Realität*. Unter einem klinischen Blickwinkel ist die Intersubjektivität nach Stolorow und seinen Mitarbeitern weniger eine Theorie als vielmehr ein „bestimmtes Empfindungs- oder Wahrnehmungsvermögen, eine durch kontinuierliche Sensibilität für das unvermeidliche Wechselspiel zwischen Beobachter und Beobachtetem charakteristische Haltung“ (Orange, Stolorow und Atwood 2001, S. 19). Was erforscht oder gedeutet wird, hängt immer von der Subjektivität des Therapeuten ab:

„Klinische Phänomene können nicht unabhängig vom intersubjektiven Kontext verstanden werden, in dem sie auftreten. Patient und Analytiker bilden gemeinsam ein unauflösbares psychologisches System, und dieses System konstituiert das empirische Feld psychoanalytischer Forschung.“ (Atwood und Stolorow 1984, S. 64)

Die modernen Intersubjektivisten glauben, dass nicht nur die absolute Anonymität unmöglich ist, darüber hinaus gehen sie davon aus, dass jeder Versuch, dem Auftreten von Gegenübertragung entgegenzuwirken, zum Scheitern verurteilt ist. Gleichzeitig weisen sie darauf hin, dass es weder eine besondere Behandlungstheorie, noch „technische Ratschläge“ gibt, die sich aus der Intersubjektivitätstheorie herleiten lassen. Die Intersubjektivitätstheorie sei *keine* Zusammenstellung von Ratschlägen oder Vorschriften für die klinische Arbeit. Sie vertreten sogar die radikale These, dass die gesamte Konzeption der Psychoanalyse als Technik verschoben ist (Orange et al. 2001, S. 22). In ihren Augen impliziert der psychoanalytische „Technikbegriff“ die Vorstellung, dass es ein angemessenes und „richtiges“ Verfahren gibt: „Technisch orientiertes Denken macht uns für die Besonderheiten unserer Patienten, unserer selbst und des jeweiligen psychoanalytischen Prozesses blind“ (Orange et al. 2001, S. 41). Jedes analytische oder therapeutische Paar – jedes intersubjektive Feld – muss in dieser Sichtweise seinen eigenen Prozess und seinen eigenen Rahmen finden. Das kontextuelle Denken der Intersubjektivisten bedeutet keine *bestimmte* Theorie oder Praxis, sondern eine bestimmte Haltung, eine bestimmte Sensibilität des Therapeuten im *Verhältnis* zu Theorie und Praxis (Orange et al. 2006).

7.4. Relationale Psychoanalyse

Fünf führende Fakultätsmitglieder des New Yorker William White-Institutes (Stephen Mitchell, Philip Bromberg, Bernard Friedland, James Fosshage und Emmanuel Ghent) gründeten Ende der 80er Jahre parallel zu den amerikanischen Intersubjektivisten eine neue psychoanalytische Schule, die auf den von Greenberg und Mitchell (1983) vorgeschlagenen Namen „relational school“ getauft wurde. Diese Denkschule verstand sich als eine Art Schirm- oder Dachgruppierung, die unterschiedlichste theoretische Strömungen zu integrieren versuchte. Damit wurde die relationale Psychoanalyse mit der Zeit zu einer eigenständigen, amerikanischen Schule der Psychoanalyse, deren Sprachrohr die Zeitschrift *Psychoanalytic Dialogues* wurde, in der Psychoanalytiker, Linguisten, Philosophen und Säuglingsforscher publizierten.

Diese Bewegung hatte den Anspruch, die psychoanalytische Theorie und Praxis von Grund auf zu erneuern (Aron und Harris 2006). Stephen Mitchell war ihr führender Kopf.⁹

Der Hauptgrund dafür, den Begriff „interpersonal“ für diese Schule abzulehnen, war nach Ansicht dieser Analytiker die Tatsache, dass damit größtenteils *äußere* Beziehungen zwischen realen Menschen bezeichnet werden. „Relational“¹⁰ wurde auch dem Begriff des „sozial“, der auf einen eher sozialpsychologisch konnotierten Zusammenhang verweist und sich auf oberflächlichere Verhaltensaspekte bezieht, vorgezogen. „Sozial“ ebenso wie „interpersonal“ werden sehr häufig dafür benutzt, um äußere Beziehungen zu beschreiben, während der Begriff „relational“ mit Theoretikern in Verbindung gebracht wird, die sowohl die *inneren*, wie auch die *äußeren* Beziehungen betonen. Der Begriff sollte auch die Brücke zwischen unterschiedlichen modernen Theoretikern schlagen: den Neo-Freudianern (Loewald), britischen Objektbeziehungstheoretikern (Winnicott und Fairbairn), Bindungstheoretikern (Bowlby, Ainsworth), den amerikanischen Interpersonalisten (Sullivan, Gill und Levenson), den Selbstpsychologen (Kohut) und den Neo-Kleinianern (Bollas und Ogden).

Diese verschiedenen Theorien können ganz grob danach unterschieden werden, ob sie sich eher auf das *Selbst* (Winnicott und Kohut), das *Objekt* (Fairbairn und Klein), oder auf den *interpersonalen Raum* zwischen Selbst und Objekt (Bowlby und Sullivan) beziehen. Von jedem einzelnen dieser Pole aus – dem Selbst-Pol, Objekt-Pol und dem Interaktions-Pol – lassen sich relationale Konzepte entwickeln. Wenn diese drei Dimensionen des Selbst, des Anderen und der Interaktion zusammengenommen werden, bilden sie das, was Mitchell die „*relationale Matrix*“ nennt. Mitchells Ansatz, den er in einer Reihe von Büchern (1988, 1993, 2000, 2005) detailliert dargestellt hat, besteht immer wieder darin, die interpersonalen, selbstpsychologischen und objektbeziehungstheoretischen Konzepte so miteinander zu verbinden, ohne ihre Differenz außer acht zu lassen, dass die Begrenzungen der einen Theorie durch die anderen Konzepte ausgeglichen werden. Es gibt in der Tat starke Differenzen zwischen den Interpersonalisten und Objektbeziehungstheoretikern, genauso wie es Differenzen zwischen Selbstpsychologen und Interpersonalisten, zwischen Selbstpsychologen und Objektbeziehungstheoretikern gibt. Mitchell verleugnet diese Differenzen nicht und ist sich dessen bewusst, dass bestimmte Konzepte als geradezu inkompatibel miteinander erscheinen.

Viel von dem Erfolg, mit dem sich die relationale Theorie in den letzten zwei Jahrzehnten verbreitet hat, ist Mitchells hervorragender integrierender Synthese zu verdanken. Sein Kern-

⁹ Völlig unerwartet starb Stephen Mitchell im Dezember 2000 und ebenso überraschend verlor die relationale Bewegung Emmanuel Ghent im Jahre 2003.

¹⁰ Im Deutschen ist der Begriff „relational“ zwar ein Kunstwort, der Übersetzung mit „zwischenmenschlich“ oder „beziehungsorientiert“ fehlen aber die Konnotation, die das englische „*relational*“ hat.

gedanke ist dabei, dass die unterschiedlichen Schulen eine „gemeinsame Schlüsselidee“ (Mitchell 1988) teilen: Menschen stehen von Natur aus in Beziehungen. Keine dieser genannten psychoanalytischen Schulen kann für sich genommen als theoretische Alternative dem freudianischen Theoriegebäude standhalten. Wenn die Einsichten der unterschiedlichen Analytiker jedoch zusammen gebracht werden, entsteht eine relationale Theorie, die umfassend genug ist, um eine Alternative zum klassischen, triebtheoretischen Gedankengebäude Freuds darzustellen. Dabei ist die relationale Psychoanalyse nach Mitchell (1988, 2000, 2005) und seinen Kollegen (Aron 1991, Ghent 1989, Mitchell u. Aron 1999, Greenberg u. Mitchell 1983, Greenberg 1991) nicht so sehr ein einheitliches System, sondern repräsentiert eine Gemeinschaft von Psychoanalytikern, die ähnliche klinische und theoretische Sensibilitäten besitzen. Die „relationale Psychoanalyse“ versteht sich als Bezugsrahmen, der ein kategoriales Gerüst liefert, der aber an und für sich an keine bestimmte Theorie gebunden ist. Dies bedeutet auch, dass noch nicht gesagt ist, welche besonderen klinischen oder metapsychologischen Konzepte der klinisch arbeitende Psychotherapeut verwenden muss oder sollte. Emmanuel Ghent (1992) hat diese Haltung der relationalen Analytiker treffend formuliert:

„Es gibt nicht so etwas wie einen relationalen Psychoanalytiker [...]. Relationale Theoretiker haben als gemeinsames Interesse das Intrapsychische, genauso wie das Interpersonale, aber das Intrapsychische wird als etwas angesehen, das aus der Verinnerlichung von interpersonalen Erfahrungen durch die Vermittlung von biologisch organisierten Schablonen zusammengesetzt ist. Relationale Theoretiker teilen die Sichtweise, in der sowohl Realität und Phantasie, sowohl innere und äußere Welt, sowohl das Interpersonale und das Intrapsychische, eine ungemein wichtige interaktive Rolle im menschlichen Leben einnehmen. Relationale Theoretiker ersetzen die Triebtheorie nicht durch einen naiven Environmentalismus. Im Gegensatz zu früheren Kritikern der Triebtheorie, schmälern relationale Theoretiker nicht die Wichtigkeit des Körpers und der Sexualität in der menschlichen Entwicklung. Relationale Theoretiker sind von der Relevanz von Konflikten überzeugt, jedoch werden Konflikte normalerweise als etwas gesehen, was zwischen sich widerstreitenden relationalen Konfigurationen stattfindet, nicht so sehr zwischen Trieb und Abwehr.“ (S. XVIII, Übersetzung J.T.)

Die beiden Autoren Mitchell und Greenberg (1983) haben diesem Modell den zusammenfassenden Begriff „relationales Konfliktmodell“ gegeben. Es repräsentiert einen ausgearbeiteten, eklektischen Ansatz innerhalb der modernen, vergleichenden Psychoanalyse. Der relationale Ansatz versteht das Konzept der „relationalen Matrix“, das Gewebe zwischen dem Selbst und anderen, als ein Grundgerüst, das alle unterschiedlichen Arten von psychoanalytischen Konzepten zusammenhält. Diesen Grundgedanken der Relationalisten charakterisiert Aron (1996) zusammenfassend wie folgt: „Die Beziehungstheorie ist im Wesentlichen eine zeitgenössische eklektische Theorie, die in der Idee verankert ist, dass das Zentrale die Beziehungen sind (innere und äußere, reale und imaginierte)“ (S. 18).

Dabei werden Konzepte von Winnicott und Loewald, die sprachlich dem Trieb-Struktur-Modell verpflichtet sind, aber die Idee des Triebes inhaltlich weniger in das theoretische Zentrum stellen, genauso integriert, wie Theorien von Sullivan und Fairbairn, die ganz ausdrücklich mit dem triebtheoretischen Modell gebrochen haben.

Fairbairn (1952) war einer der ersten, der intuitiv gespürt hat, dass die Bildung und das Aufrechterhaltung von Beziehungen mit anderen genauso fundamental zur menschlichen Natur gehört wie das Atmen. Auch Winnicotts (1974) Konzeption einer intersubjektiven Genese des Selbst hat tiefe Spuren in der Begriffs- und Theoriebildung der verschiedenen psychoanalytischen Schulen hinterlassen. Winnicotts These, dass der Säugling ohne eine Mutter, die ihn hält, nicht vorstellbar ist, verlegt den potentiellen Kern von Subjektivität in der Tat in einen Zwischenraum, einen „intermediären“ Erfahrungsbereich.

Von den Kleinianern übernimmt Mitchell das Konzept der projektiven Identifizierung – insbesondere in der intersubjektivitätstheoretischen Weiterentwicklung von Ogden (1994). Es verbindet das Intrapsychische mit dem Interpersonellen, d. h. die inneren phantasierten Objektbeziehungen mit den äußeren Beziehungen zwischen realen Personen. Die moderne kleinianische Konzeption der projektiven Identifizierung revidiert die Ein-Personen-Psychologie der frühen Kleinianer, die die „leere Leinwand“ Freuds durch einen „leeren Container“, der als frei von jeglicher Subjektivität des Therapeuten konzipiert worden war, ersetzt hatte.

Mitchell (1988) betont, dass im Gegensatz zum Triebmodell im relationalen Konflikt-Modell die „Antagonisten der psychodynamischen Konflikte relationale Konfigurationen“ (S. 10) sind. Die Beibehaltung des Konflikt-Begriffs liegt dabei in dem Versuch begründet, die Aspekte der klassischen Tradition zu erhalten, die von vielen britischen Objektbeziehungstheoretikern und Selbstpsychologen vernachlässigt worden sind. Wenn die Bedeutung des Konflikts in den Hintergrund tritt, erscheinen Menschen schnell als passive Opfer ihrer Kindheitsdefizite und -traumen. Die Therapie übernimmt dann die Rolle eines „Nachbeelterns“ („*re-parenting*“), um wiedergutmachende Erfahrungen in Form einer „replacement therapy“ (Guntrip 1971, S. 191) zu liefern. Der freudianische Konfliktbegriff ist klassischerweise in den theoretischen Rahmen der Triebe eingebettet. Nach Mitchell ist diese Verbindung zwischen Triebtheorie und Konflikttheorie nicht so zwingend, wie dies häufig dargestellt wird. Er beschreibt in seinem Ansatz, wie im relationalen Modell eine alternative Perspektive aufgezeigt wird, in der *Beziehungen* mit anderen, nicht Triebe, als der *basic stuff of mind* dargestellt werden. Die Rolle der biologischen Triebe wird von ihm nicht verneint, aber er widerspricht der Sicht, dass Triebe die psychologische Grundlage, die ultimative Erklärung der psychoanalytischen Theorie sind. Für Mitchell ist der relationale Ansatz nicht nur einer Veränderung des

Fokus, sondern eine „revolutionäre Entwicklung“, ein „*relational turn*“ innerhalb der Psychoanalyse:

„Ich stelle diese Entwicklungen als Revolutionen dar. Meine Absicht ist willentlich provokativ. Ich möchte die Diskontinuität betonen, die durch eine übermäßige Beschäftigung mit Traditionalismus statt gefunden hat. Sie hat uns die Ansicht versperrt, dass in den letzten Jahrzehnten eine verblüffende Veränderung im psychoanalytischen Denken statt gefunden hat.“ (Mitchell 1993, S. 8, Übersetzung J.T.)

Nach relationaler Vorstellung sind der Geist und die Psyche dyadisch, sozial und interpersonal verfasst. Mit anderen Worten stellt diese „Revolution“, dieser „Paradigmenwechsel“ (Altmeyer 2000, 2006), um den von Thomas Khun (1962) geprägten Begriff zu verwenden, den Übergang von einer monadischen Ein-Personen-Psychologie zu einer Zwei-Personen-Psychologie dar. Dieser Paradigmenwechsel rückt die Intersubjektivität ins Zentrum psychoanalytischer Theorie und Praxis. Mit der „intersubjektiven Wende der Psychoanalyse“, die man auch ihren „*relational turn*“ nennt, wird eine anderer Auffassung der *conditio humana* vertreten, als sie von Freud postuliert wurde: „Der Mensch ist keine Monade – er wird vielmehr in menschliche Beziehungen hineingeboren, gewinnt durch soziale Beziehungen hindurch ein Verhältnis zu sich selbst und zur Welt und bleibt bis ins hohe Alter auf solche Beziehungen angewiesen“ (Altmeyer u. Thomä 2006, S. 8).

Die von relationalen Autoren geäußerte Kritik an einer Ein-Personen-Psychologie betrifft aber nicht nur die klassische Psychoanalyse Freuds und der Ich-Psychologen, sondern beispielsweise auch die Selbstpsychologie Kohuts. Greenberg und Mitchell (1983) schreiben:

„Kohut betont immer wieder (auf dem theoretischen Erbe der klassischen Ich-Psychologie aufbauend), dass nicht Beziehungen *per se* relevant sind, sondern die Art und Weise, in der die Beziehung die Selbst-Erfahrung betrifft.“ (S. 365, Übersetzung J.T.)

Das Paradigma bleibt auch bei Kohut ein intrapsychisches. Kohuts Selbst bezieht sich zwar auf interpersonale Erfahrungen, es basiert jedoch weiterhin auf einer intrapsychischen Struktur. Der Interpersonalist Levenson (1989) bemerkt zum Kohutschen Selbstbegriff, dieser sei zwar eine Brücke zwischen intrapsychischer und interpersonaler Theorie, sei aber weit davon entfernt, interpersonal zu sein.

In seinem Buch *Hope and Dread* (1993) unterscheidet Mitchell zwischen zwei Aspekten dieses Paradigmenwechsels: In der behandlingstechnischen Revolution geht es ihm darum, „was der Patient braucht“, in der epistemologischen Revolution darum, „was der Analytiker oder Therapeut weiß“. Im Hinblick auf den Umgang mit dem Patienten, fordert Mitchell im Unterschied zur traditionellen Betonung infantiler Wünsche die Entwicklung von Bedeutung und

Authentizität. Bezogen auf die Frage, was der Analytiker wissen kann, haben sich auch in der Psychoanalyse ‚postmoderne‘ Ideen durchgesetzt, die die Vorstellung von einem objektiven, universalen Wissen des Forschers fundamental in Frage stellen. Stattdessen geht es um konstruktivistische Ideen, in denen nur im Rahmen der eigenen Subjektivität erkannt werden kann. Diese konstruktivistischen Ideen, die schon von Heinrich Racker in den 50er und 60er Jahren angedacht wurden, haben Mitchell und die Relationalisten stark geprägt. Der argentinische Analytiker Racker (1962), der seiner Zeit weit voraus war, schrieb:

„Der ›Mythos der analytischen Situation‹ beginnt schon mit der Behauptung, die Analyse sei eine Angelegenheit zwischen einem Kranken und einem Gesunden. In Wahrheit ist sie eine Angelegenheit zwischen zwei Persönlichkeiten, deren Ich unter dem Druck von Es, vom Über-Ich und von der Außenwelt steht; jeder der beiden lebt mit seinen inneren Abhängigkeiten und äußeren Ängsten und pathologischen Abwehrmechanismen und ist noch ein Kind mit seinen inneren Eltern. Mit seiner ganzen Persönlichkeit antwortet sowohl der Analysand als auch der Analytiker auf alles, was in der analytischen Situation geschieht.“ (S. 156)

In philosophischer Hinsicht hat der Hermeneutiker Habermas (1973) Freud dahingehend kritisiert, dass es sich bei seiner Prämisse, die Psychoanalyse sei eine Naturwissenschaft, um ein „szientistisches Selbst-Mißverständnis“ handelt. Freuds Auffassung der Psychoanalyse als „objektiver Wissenschaft“ sei deshalb so fatal, weil sie behandlungstechnisch zur Folge hatte, dass der „subjektive Faktor“ aus der analytischen Situation eliminiert wurde. Der Wunsch Freuds, den subjektiven Faktor auszuschalten, ist charakteristisch für das wissenschaftlich Denken des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Nach postmoderner Auffassung ist Psychoanalyse dagegen eher eine „Tiefenhermeneutik“ (Habermas 1973, S. 267), als eine objektive Naturwissenschaft, d.h. es geht grundsätzlich eher darum, Bedeutungen zu *konstruieren*, als eine „objektive Wahrheit“ zu *finden*.

Mitchell und die relationale Schule sind stark von Analytikern wie Spence (1982) beeinflusst, der den psychoanalytischen Prozess nicht als eine archäologische Rekonstruktion, sondern als die aktive Konstruktion eines Narrativs des Patienten darstellt. In ähnlicher Weise betont Schafer (1983, 1995), dass die Realität immer durch Narrationen vermittelt wird. Nahe verwandt mit diesen Narrationstheorien sind die Ideen des Psychoanalytikers Irwin Hoffman (1983, 1998), der sich auf sozial-konstruktivistische Gedanken stützt, wie sie von Berger und Luckman (1977) erstmalig in die Psychologie eingeführt wurden. Mitchell ist von dem Sozial-Konstruktivismus Hoffmans (1983, 1998) stark beeinflusst worden.

Hoffman (1998) hebt hervor, dass der Paradigmenwechsel, auf den er sich größtenteils bezieht, nicht allein den Wechsel vom Triebmodell zum relationalen Modell bezeichnet, wie es Greenberg & Mitchell (1983) und auch Eagle (1984) dargestellt haben. Ihm geht es um den

Wechsel von einem *positivistischen* hin zu einem *konstruktivistischen Modell* der psychoanalytischen Situation. Seiner Meinung nach führt die Vermischung dieser beiden Aspekte – Trieb- versus Beziehungskonstellationen und *positivistisch* versus *konstruktivistisch* – zu einer Verwirrung und Zusammenhanglosigkeit. Er beschreibt dies folgendermaßen:

„Ein anderer Schritt ist hier erforderlich, einer, der im besonderen mit der Art des Wissens zu tun hat, den beide Teilnehmer über sich selbst und den anderen zu glauben scheinen. Das Paradigma wechselt in meiner Sicht nur dann, wenn die Idee des persönlichen Involviertseins des Therapeuten in eine konstruktivistische und perspektivistische epistemologische Position eingebettet wird.“ (Hoffman 1998, S. 136, Übersetzung J.T.)

Die generelle Annahme in diesem Model besteht darin, dass das Verständnis des Analytikers immer eine Funktion seiner situativen und momentanen Perspektive ist. Der Sozial-Konstruktivismus von Hoffman, auf den sich Mitchell auch in seinen neueren Werken stützt, ist stark von postmodernen Gedanken durchsetzt. In den letzten Jahren hat sich unter dem Einfluss postmoderner Ideen der gesamte Bereich der Human- und Geisteswissenschaften verändert. In einfachen Worten gesagt, wenden sich postmoderne Denker gegen eine unkritische Übernahme bestimmter, *positivistischer Grundideen*. Der transpersonale Psychologe und Philosoph Ken Wilber (2003) fasst dies in den Worten zusammen: „Der Postmoderne liegt die Überzeugung zugrunde, dass die Realität nicht einfach gegeben, sondern vielmehr *konstruiert* und *interpretiert* ist“ (S. 35). In einer postmodernen Welt wird das zu Theorie und Wahrheit, was neutral und objektiv *entdeckt* werden kann. Postmodernität kann daher als „Modernität ohne Illusionen (Elliot u. Spezzano 1996, S. 60) umschrieben werden. In der gegenwärtigen, postmodernen Psychologie betont der Sozial-Konstruktivismus von Berger und Luckmann (1977) die Auffassung, dass Menschen aktiv Ideen über sich selbst und über ihre Erfahrungswelt entwickeln und damit Bedeutungen sozial konstruieren. Hoffman übernimmt die konstruktivistische Kritik am „Repräsentationsgedanken“, d. h. dem Glauben daran, dass unsere Gedanken und Theorien die Realität einfach widerspiegeln. Der Konstruktivismus betont die entscheidende Rolle, die der Beobachter innehat, weil er das verändert, was er beobachtet, weil er beobachtet. Die Begriff „sozial“ in sozial-konstruktivistisch weist darauf hin, dass Therapie ein sozialer Prozess zwischen (zwei) Menschen ist und dass darüber hinaus jegliches Wissen ein sozial abgeleitetes ist. Der Sozial-Konstruktivismus Hoffmans ist in vieler Hinsicht mit den klinischen Sensibilitäten der interpersonalen Tradition Sullivans und Levensons kompatibel. Es ist genau diese Vereinbarkeit zwischen Hoffmans Sozial-Konstruktivismus und den Ideen der Interpersonalisten, die Hoffmans Ansatz für Mitchell so anziehend macht. In dem Maße, in dem man ernst nimmt, dass zwei getrennte Subjekte die analytische Dyade konstituieren, zwei Perspektiven der Interaktion – nicht ein Subjekt und ein Objekt, nicht ein

irrationaler Patient und eine rationale Autorität, nicht ein Patient, der eine durch seine Übertragung verzerrte Realitätssicht hat und ein Analytiker, der darüber entscheidet, was real ist – in dem Maße kann die psychoanalytische Interaktion nach relationaler Sicht als *Begegnung zweier Subjekte* verstanden werden. Diese Sichtweise verändert grundlegend das Verhältnis von Subjektivität und Objektivität in der analytischen Situation. Mitchell (1988) kommentiert dies folgendermaßen:

„Der Analytiker ist aus unserer Perspektive, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, in die Beziehungsmatrix des Analysanden eingebettet. Es ist dem Analytiker nicht möglich, die ihm zugeschriebenen Rollen und Konfigurationen in der Beziehungswelt des Analysanden zu umgehen. Die Erfahrung des Analytikers wird notwendigerweise durch die Beziehungsstrukturen des Analysanden geformt; er spielt die ihm zugeschriebenen Rollen, auch wenn er verzweifelt versucht, einen Platz außerhalb des Patientensystems einzunehmen oder überhaupt keine Rolle zu spielen.“ (S. 292)

Die klinischen Implikationen der relationalen Sicht der psychoanalytischen Situation geben die Idee auf, dass der Analytiker oder Psychotherapeut ein überlegenes Wissen über die Psyche und Psychodynamik des Patienten hat.

„Ich vertrete [...] die Auffassung, dass sowohl die Art von Wissen, das der Analytiker zu bieten hat, als auch die Autorität, auf die er mit Recht Anspruch erheben kann, einer radikalen Revision bedürfen, wenn sie weiterhin der heutigen klinischen Theorie und Praxis gerecht werden sollen.“ (Mitchell 2005, S. 53)

Bedeutung wird relational und intersubjektiv geschaffen. Bedeutung entsteht durch ein „*meeting of minds*“ (Aron 1996). Ein Modell, das den Geist als ein offenes System, das immer in Interaktion mit anderen ist, beschreibt, impliziert ein bestimmtes und verändertes Modell der analytischen und therapeutischen Beziehung. Den relationalen Konzeptualisten ist gemein, dass sie von etwas ausgehen, was Aron (1996) als „Gegenseitigkeit“ (*mutuality*) bezeichnet. Nach seiner Definition beinhaltet Gegenseitigkeit in der analytischen Beziehung *nicht* Symmetrie oder Gleichheit. Die therapeutische Beziehung ist zwar *gegenseitig*, aber nicht unweigerlich *symmetrisch* – eine gewisse Asymmetrie bleibt erhalten. Diese, von den Beziehungsanalytikern angestrebte „Gegenseitigkeit“ erläutert Aron (1996) folgendermaßen:

„Nicht, dass ich erwarte, dass mein Patient mir regelmäßig etwas für mich dramatisch Neues deutet [...]. Was häufiger passiert, ist, dass der Patient in mir irgendeinen Konfliktbereich anspricht, den ich zwar kenne, dessen ich mir aber in dem Moment, im gegenwärtigen analytischen Kontext, nicht genügend bewusst bin. Der Patient dient als mein Analytiker, indem er mir hilft, einen Konflikt durchzuarbeiten, der zuvor schon in meiner eigenen Analyse durchgearbeitet worden war“ (S. 129, Übersetzung J.T.)

Eine genaue Definition dieser Asymmetrie ist einer der schwierigsten Aspekte in der momentanen Entwicklung, die die Beziehung zwischen Patient und Analytiker neu zu verstehen versucht. Die intersubjektive Konzeption des analytischen Prozesses wird von den Relationalisten als eine „Subjekt-Subjekt-Beziehung“ (Bohleber 2006, S. 204) begriffen, die durch Gegenseitigkeit charakterisiert ist. Dabei wird die Unvermeidlichkeit einer gegenseitigen und reziproken Beeinflussung zwischen Patient und Therapeut betont. In diesem Zusammenhang ist Owen Renik (1993) einer der provokantesten Vertreter der relationalen Psychoanalyse, der die „nicht-reduzierbare Subjektivität“ des Analytikers in den Vordergrund rückt. Seiner Ansicht nach kann es keine (absolute) Objektivität für den Analytiker geben. Er kann also auch keine Autorität für die Richtigkeit seiner Deutungen in Anspruch nehmen, sondern kann dem Patienten nur seine Subjektivität zur Verfügung stellen, „ein Analytiker kann nur seinen eigenen Standpunkt kennen“ (Renik 1993, S. 561).

Was die Konzeption der Gegenseitigkeit für viele moderne Analytiker und psychodynamischen Therapeuten so interessant macht, ist die Tatsache, dass die relationale Psychoanalyse ein antihierarchisches Moment enthält, das der Analytiker Buchholz folgendermaßen umschreibt:

„Relationale Psychoanalyse hat in ihrem Zentrum Gegenseitigkeit stehen – als Antidot gegen Deutungsstereotypie, gegen normative Zurichtungen, gegen affektive Unterkühlung im Namen eines falschen Objektivitätsideals.“ (Buchholz 2003, Vorwort in Mitchell 2003, S. 7)

Buchholz ist einer der Analytiker, der die Ideen von Stephen Mitchell und den relationalen Theoretikern in Deutschland publik gemacht hat und dafür plädiert, das klassisch analytische Denken in Substanzbegriffen aufzugeben und an ihre Stelle den Begriff des „Verhältnisses“ zu setzen. Ein weiterer Theoretiker, der viel dazu beigetragen hat, die Ideen der relationalen Psychoanalyse in Deutschland zu verbreiten, ist Martin Altmeyer (2000, 2003, 2004, 2006). Aufbauend auf den Konzepten der Intersubjektivisten und Relationalisten ist für ihn das Subjekt intersubjektiv konstituiert und „[trägt] bis in sein Innerstes hinein [...] die Spuren des Anderen“ (Altmeyer in Mitchell 2003, S. 18). Um der intersubjektiven Natur des Selbst Rechnung zu tragen, müsste die Psychoanalyse ihr essentialistisches, vom Organismusmodell inspiriertes Selbstmissverständnis korrigieren. Dabei betont Altmeyer immer wieder, dass die Annahme einer dyadisch präformierten Psyche weitreichende metapsychologische Folgen hätte. Die seelische Strukturbildung hat mit Interaktionserfahrungen zu tun, niemand ist eine Insel, der Mensch keine Monade. Dies betrifft auch die Konzeption des Unbewussten:

„Aus Sicht einer relationalen Psychoanalyse ist das Unbewusste nicht nur *das* Andere des Ich – wie es aus dem Triebleben aufsteigt – sondern auch *der* imaginäre Andere, den wir immer mitphantasieren, wenn wir unser Selbst entwerfen, behaupten oder reflexiv in Frage stellen.“ (Almeyer 2003, S. 35)

Dieser Gedanke eines seiner Natur nach intersubjektiv verfassten Unbewussten wird auch von Intersubjektivisten wie Orange, Stolorow und Atwood (2006) vertreten. Das dynamische Unbewusste ist in dieser Konzeption kein „unterirdisches Verlies“, in dem die Es-Impulse gefangen gehalten werden:

„Das dynamische Unbewusste entsteht vielmehr dann, wenn die in der Kindheit oder auch im späteren Leben erworbene, intersubjektiv angelegte Struktur der Psyche dazu nötigt, bestimmte Inhalte vom Bewusstsein oder vom Gefühlsleben fern zu halten.“ (Orange et al. 2006, S. 162)

Ein weiterer Meilenstein in der Verbreitung der relationalen und intersubjektiven Gedanken im deutschsprachigen Raum stellt das erst kürzlich erschienene Buch *Das vernetzte Selbst* dar, das Altmeyer und Thomä (2006) herausgegeben haben und in dem sich unterschiedlichste Autoren mit der intersubjektiven Wende in der Psychoanalyse auseinandersetzen.